

Bis aufs Blut

● Die amerikanische Journalistin und Feministin **Gloria Steinem**, 84, wehrte sich als junge Frau mit Zähnen (und Klauen) gegen einen sexuellen Übergriff. Nach ihrem #MeToo-Erlebnis befragt, erzählte sie der »New York Times« von einer Begebenheit in den Sechzigerjahren, bevor sie als Frauenrechtlerin berühmt wurde. Sie wartete gemeinsam mit dem



Laura Pannack / Camera Press / Picture Press

Autor Terry Southern in einem Büro, der Mann sei ein »absolut netter Typ« gewesen. Plötzlich packte er ihr Handgelenk und versuchte, sie zu küssen. Sie biss ihm in die Wange, er blutete. Immer wenn sie sich später trafen, zeigte Southern ihr eine kleine Narbe auf seiner Wange, böse sei er ihr aber nicht gewesen. Gloria Steinem weiß, dass sie sich untypisch verhalten hat: Sich physisch zu wehren sei ein Reflex, keine bewusste Entscheidung gewesen. Sie glaubt, Mädchen würden eher dazu erzogen, ihre Instinkte zu unterdrücken. Steinem erfährt im Moment besondere Aufmerksamkeit: Zwei Filme über ihr Leben werden gerade gedreht, ein Theaterstück mit demselben Thema feiert schon am 2. Oktober in New York Premiere. »S

Herz und Milz

● Ja, sie haben es getan. Pornografie hin, Tinder-Dating her: Der Kuss zwischen Fußballbundestrainer **Jogi Löw**, 58, und der Schauspielerin **Jeanette Hain**, 49, von dem es mindestens ein Belegfoto gibt, erregt das öffentliche Gemüt in all seiner vielversprechenden Keuschheit. Todes-, Judas- und sozialistischer Bruderkuss, Ehrerbietung, Eheversprechen, französischer Gruß oder sogar so etwas wie Liebe: Die Philematologie, die sich der wissenschaftlichen Erforschung dieser keineswegs weltweit goutier-

ten Lippenberührung widmet, unterscheidet diverse Unterformen. Doch wie bei Gesten üblich, wissen nur die Beteiligten genau, was sie bedeuten, und selbst die können sich täuschen. Oder überrascht sein von der Wirkung, die sich einstellt zwischen Herz und Milz, ganz unabhängig von der Absicht. Von dieser Viel- und Fehldeutigkeit leben die Hälfte der Weltliteratur, zwei Drittel der Filmindustrie und die ganze Klatschpresse. Nach dem ersten Kuss, so viel ist gewiss, ist nichts mehr, wie es vorher war – bei Prominenten zumindest für das Publikum. es



Steffens / DDP-Images



Niccolò Lanfranchi / LAF

Der Augenzeuge

»Wir sind die Letzten«

Nick Romaniuk, 33, koordiniert das Such- und Rettungsteam auf der »Aquarius«. Sie ist inzwischen als einziges privates Schiff vor Libyen unterwegs, um Flüchtlingen in Seenot zu helfen. Nun will Panama ihr die Flagge entziehen, was die Mission beenden würde.

● »Ich bin ein einfacher Mann. Seit ich 15 Jahre alt bin, fahre ich zur See. Wind und Wellen bestimmen meine Arbeit. Mich öffentlich dazu äußern, was politisch um mich herum passiert, wollte ich deshalb nie. Auch wenn ich mittlerweile für eine Nichtregierungsorganisation arbeite: Politik hat auf dem Meer nichts verloren.

Seitdem die Behörden in Panama nun angekündigt haben, die »Aquarius« aus ihrem Schiffsregister zu streichen, will ich nicht mehr schweigen. Bleibt Panama dabei, werden wir unsere Flagge verlieren, sobald wir in den Hafen von Marseille einlaufen. Sollte dann kein anderer Staat bereit sein, uns unter seiner Flagge in See stechen zu lassen, werden wir das letzte private Rettungsschiff sein, das in der Zone vor Libyen aktiv gewesen ist. Dabei sind wir nur hier, um Menschenleben zu retten. Wie man das sabotieren kann, ist mir unbegreiflich. 1260 Menschen sind allein in diesem Jahr bei dem Versuch ertrunken, das zentrale Mittelmeer zu überqueren. Ohne uns wären es noch mehr gewesen.

Dabei ist Panamas Entscheidung, die nur auf Druck von Italien zustande kam, bloß eines unserer Probleme. Ein Beispiel: Am vergangenen Wochenende registrierte ein Flugzeug zwei Boote in Seenot und meldete dies der Küstenwache in Italien. Das Prozedere will, dass Italien den Notruf an die libysche Küstenwache weiterleitet, unseren offiziellen Ansprechpartner. Theoretisch könnten wir uns auch selbst an die Libyer wenden, wir kennen alle drei Telefonnummern der Zuständigen vor Ort. Praktisch ist uns die Kontaktaufnahme aber noch nie geglückt. Von dem verunglückten Boot erfuhren wir erst Stunden später. Von den 100 Menschen, die sich darauf befanden, konnten wir nur 58 retten.

Möglich macht das alles eine europäische Politik, die vor ihrer Verantwortung davonläuft, statt sich endlich zu überlegen, wie sie diesem Sterben ein Ende setzen kann. Anzuerkennen, dass Libyen kein sicherer Hafen ist, wäre dabei ein Anfang. Das Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR hat das erkannt, warum nicht die EU?«

Angezeichnet von Katharina Meyer zu Eppendorf